

**„Seit ich auf deutsche Erde trat...“  
Susanne Schädlich**

Ich begrüße Sie sehr herzlich in dieser geweihten Halle und ich muss sagen, ich bin einigermaßen nervös. Ich sage das einfach nur mal, um mir selbst die Nervosität zu nehmen.

Ich möchte zunächst der Konrad-Adenauer-Stiftung sehr herzlich danken, dass Sie mich hierher eingeladen hat. Es ist mir eine Ehre und eine Freude, hier an diesem Tag der Deutschen Einheit vor Ihnen sprechen zu dürfen und ehrlich gesagt nehme ich diesen Tag sehr persönlich, wenn ich das so sagen darf, denn es ist nicht nur der Geburtstag des vereinten Deutschlands, jetzt zum 23. Male, sondern es ist auch der Geburtstag meines jüngsten Sohnes. Das ist, wenn man sich unsere Familiengeschichte betrachtet, doch eine geringe Genugtuung.

Und weil ich alles heute hier sehr persönlich nehme, meine sehr verehrten Damen und Herren, sind auch meine Ausführungen zum Thema „Gemeinsam in Deutschland“ sehr persönlich ausgefallen und ich habe sie, wie Frau Piepenschneider schon erwähnt hat, unter eine Zeile aus dem Gedicht von Heinrich Heine *Deutschland, ein Wintermärchen* gestellt:

„Seit ich auf deutsche Erde trat...“

Heimat. Bei dem Begriff werde ich sofort unsicher, fühle mich unwohl, werde ich misstrauisch. Weil er besetzt ist. Politisch, historisch, persönlich.

Wir Deutsche tun uns schwer mit dem Begriff, tun uns sowieso schwer mit uns. Am spürbarsten ist das, wenn wir im Ausland sind. Wir kennen kein Heimatstolz oder verwarren uns gegen ihn. Wie schnell gerät man in den Verdacht rechten Gedankenguts?

Ich weiß noch, in Amerika wollte ich auf keinen Fall aus Deutschland sein. Nicht nur, weil ich aus der DDR kam, sondern weil ich mich schämte für die Verbrechen der Nazi-Zeit. Sie waren und sind eine schwere Last.

In Amerika war es mir am liebsten, wenn ich nicht gefragt wurde, woher ich kam. Heimat, wo ich herkam, war irrelevant.

Im Allgemeinen ist Heimat auf einen Ort oder eine Gegend bezogen, an dem oder in die jemand geboren wurde, in der oder an dem jemand frühe prägende Erfahrungen gemacht hat, Sozialisierungserfahrungen.

Heimat ist eine äußere und eine innere Dimension, eine territoriale und eine gefühlsbezogene, ist Erlebnis und Bezugsraum, sozusagen identitätsstiftend.

Mein Verhältnis dazu ist, um ehrlich zu sein, ambivalent. Das ergibt sich aus meiner Biografie. Ich überlege.

Für mich geht es bei dem Begriff Heimat vielmehr als um das Wo um das Wie und Wann. Um darauf eine Antwort zu finden, muss ich in der Zeit zurückgehen.

Ich erinnere die Zeile eines Liedes, die lautet *Anywhere I lay my head I call my home*. Überall da, wo ich mich bette, ist mein Zuhause.

Als ich diese Zeile hörte, war ich 21 Jahre alt, lebte bald seit zehn Jahren in der Bundesrepublik, im damals noch geteilten Deutschland. Ich fühlte mich vielleicht manchmal zuhause, niemals aber als sei ich in meiner oder einer Heimat.

Die Zeile *Anywhere I lay my head I call my home* dachte ich, ist für mich geschrieben. Traf mein Befinden. Ich trennte Heimat von Zuhause. Zuhause konnte überall sein. Oder eben nirgendwo.

Eine Heimat war, seit ich auf deutsche Erde trat, in der damaligen DDR gewesen. Zuerst in Jena, danach in Ost-Berlin. Heimat war Familie, Freunde, Schule, Straßen, Vertrautheit und Geborgenheit.

Eine Heimat hatte ich nicht mehr, seit ich im Dezember 1977 ein zweites Mal auf deutsche Erde trat, auf die der Bundesrepublik, als wir die DDR verlassen mussten, ausgebürgert wurden, Familie, Freunde, Schule, Straßen, Vertrautheit und Geborgenheit hinter der Mauer zurückließen.

Ich habe darüber geschrieben in meinem Buch *Westwärts*. Darauf möchte ich zitieren:

„Ein Mann, eine Frau, zwei Mädchen fahren in einem Auto im Winter. Ein Ausflug? Es war kein Ausflug. Es war ein Auszug. Der Mann und die Frau sind Vater und Mutter der Mädchen. Das eine ist vier, das andere ist zwölf. Das, das zwölf ist, bin ich.

Meine Schwester hält sich mit vier an mir fest. Ich glaube, sie weiß, dass ein Ende naht. Sie hat gesehen, dass Kisten gepackt wurden. Sie hat gesehen, dass alles verschwand. Die Möbel. Das Spielzeug. Die Bücher. Die Lampen von der Decke. Die Bilder an der Wand.

Das Schlimme ist, ich kann ihr nicht sagen, wann die Möbel wieder stehen, wann sie wieder mit dem Spielzeug spielen, wann die Bücher in die Regale geordnet sein werden. Wann die Lampen von der Decke hängen oder die Bilder an den Wänden. Vor allem kann ich ihr nicht sagen, wo.

Das Auto ist uns Schwestern ein Schiff. Wir stehen an einer Reling. Das Ufer entfernt sich. Ich halte meine Schwester an der Hand. Wir blicken zurück, unsere Welt wird kleiner. Die, in die wir fahren, kenne ich aus Erzählungen, ich kenne Schwarzweißbilder aus dem Fernsehen.

Ich weiß, als ich mit meiner Schwester an der Hand an der Reling stehe und sehe, wie unsere Welt kleiner wird, um die Endgültigkeit. Das Wort hat etwas Beängstigendes, Unerträgliches. Ich verlasse mein bisheriges Leben, unumkehrbar, für immer. Das ist wie ein Tod.

Die Neugier auf das, was uns erwartet, schwindet. Angst mischt sich ein. Ich wünsche diese Einmischung nicht. Sie verunsichert mich. Angst kennt keine Behutsamkeit.

Ich verwünsche Vater und Mutter, die uns herausreißen, die uns stehlen, was wir kennen und lieben, die uns mitnehmen, irgendwohin, selber nicht wissen, wie es werden soll.

Ich verwünsche Vater und Mutter und weiß gleichzeitig, es geht nicht anders, sie können nicht anders. Sie haben getan, was sie tun mussten, waren mutig.

Ich beweis das und bewundere sie.

Trotzdem diese Angst. Wie eine Angst vor dem Nichts fühlt sie sich an. Sie macht mich wütend. Wütend auf das Leben. Wütend, beraubt zu werden all dessen, was vertraut ist: Meine Klarinette. Ich werde sie nie wieder spielen. Das weiß ich noch nicht, aber es wird so sein.

Des Freundes, vielleicht des ersten.

Ich werde Tony nie wieder sehen. Das weiß ich noch nicht, aber es wird so sein.

Ich bin wütend darauf, dass ich mich nicht wehren kann. Auf meine Schwester, weil sie zu klein ist, als dass ich mit ihr reden könnte.

Die Welt, die wir kennen, ist nicht mehr zu sehen. Das Schiff fährt auf offene See. Es wird still in mir.

Im nächsten Moment, mit gerade zwölf, bin ich erwachsen. Das wird sich nicht mehr ändern.

Das weiß ich noch nicht, aber es wird so sein.“

Wir wurden hinausgelaufen aus dem Leben in ein anderes. Oder mehrere. Ein Glück im Nachhinein.

Meine Damen und Herren, Sie denken vielleicht, aber die Familie ging doch in die Bundesrepublik, von Deutschland nach Deutschland.

Trotzdem fühlten wir uns fremd, fühlte ich mich als Fremde oder vielleicht gerade deshalb. Es existierte ein anderer Code, den wir mühsam uns aneignen mussten. Es war eine einseitige Anstrengung der Integration und Assimilation.

Sie wundern sich vielleicht, dass ich diese beiden Wörter verwende für eine Ostdeutsche, die nach Westdeutschland kam und doch treffen sie zu. Wieso? Das Ankommen fiel schwer, denn ankommen ist nicht gleich angekommen sein. Ich fand mich wieder inmitten von Menschen, von denen wir uns rein äußerlich gar nicht unterschieden oder nicht sonderlich, die Deutsch sprachen, so wie ich, von denen ich mich aber nicht verstanden fühlte. Sie waren anders sozialisiert als ich. Wir teilten keinen gemeinsamen Erfahrungsraum. Wir verfügten über unterschiedliche Lebensrepertoires.

Ich war jemand mit Migrationshintergrund.

Die Motive für einen Weggang von einem Land in ein anderes Land fallen im Übrigen weniger ins Gewicht als die individuelle Erfahrung. Denn ob die, die gehen gezwungen werden oder die „Wahl“ haben, oft ist der Unterschied nicht deutlich zu erkennen. Sie verbindet indes ein Schicksal, eine Wirklichkeit: Sie sind erst einmal Fremde in der Fremde und auf der Suche nach einem Zuhause, einer Beheimatung. Zuerst geht es also um das Ankommen und das sich Einfinden in eine neue Heimat.

Gänzlich wollte das uns damals nicht gelingen. Schließlich war da auch noch die Sehnsucht nach dem Verlorenen – Heimat als Sehnsuchts- und Erinnerungsort. Wir waren wie abgehackt vom Leben davor. Unterbrechung der eigenen Geschichte.

Immigranten waren wir als Ostdeutsche in Westdeutschland. Heimatlos heimatliche. Exil war ein Seelenzustand, vorübergehend zumindest. So war es bei mir.

*Anywhere I lay my head...* Ich verließ die deutsche Erde 1987 und ging in die USA, soweit nach Westen, wie es nur möglich war, bevor es wieder Osten wurde. Landete in Los Angeles. Ich floh aus dem geteilten Deutschland, wohin ich weder auf die eine Seite noch, noch auf die andere Seite schon gehörte.

Fremd ist der Fremde nur in der Fremde. Der Satz stammt von Karl Valentin. So war es für mich in den USA. Die Fremde war keine Fremde mehr, weil wir alle fremd waren. Hier waren Mexikaner, Perser, Franzosen, Kanadier, Koreaner, russische Juden, Libanesen und Polen. Will sagen, Menschen aus jedem Winkel dieser Erde, wobei jeder seine eigenen kulturellen Eigenschaften pflegte, pflegen durfte, konnte. Das hilft beim Ankommen.

Erich Maria Remarque, der während der Nazizeit Zuflucht in den USA fand, schrieb: „Wie sagt man bei Euch, hier bist du Mensch, hier darfst du sein? Hier bist du Emigrant, hier darfst du sein. Dieses Land ist von Emigranten gegründet worden. Wirf also deine europäischen Minderwertigkeitskomplexe ab. Hier bist du wieder Mensch, nicht mehr ein wundes Stück Fleisch, dass an einem Pass klebt.“

Sie fragen sich vielleicht, wieso ich bisher nur vom geteilten Deutschland und von den Vereinigten Staaten von Amerika gesprochen habe, doch ohne diese Stationen Revue passieren zu lassen, finde ich keine Antwort auf das Wie und Wann von Heimat im Deutschland von heute.

Jedenfalls in den USA fühlte ich mich zum ersten Mal, vielleicht seit 1977 zum ersten Mal Zuhause. Ich dachte, *when the sense of home*, das Gefühl von Zuhause die mit einschließt, die im Exil sind, then *exil may be a home*. Home war also nicht als Heimat zu verstehen, das war der einzige Unterschied.

Heimat ist ohnehin ein sehr deutsches Konzept, das Amerikanern im Grunde vollkommen fremd ist, es entspricht der amerikanischen Lebensweise nicht. Die US-Amerikaner ziehen herum, ihre Kultur ist darauf gegründet. Sie sind ein rastloses Volk. Sie haben oft keine Antwort auf das Wo, fragt man sie nach ihrer Heimat. Manchmal erzählen sie von europäischen Wurzeln.

Mir entsprach diese Ungebundenheit.

Ich blieb zwölf Jahre. In Amerika wuchsen meine beiden Hälften, Ost und West, allmählich zusammen.

1999 trat ich zum dritten Mal auf deutsche Erde. Das Gefühl des Exils hatte ich nach den Jahren in Amerika überwunden. Exil war kein *home* mehr. Ich kehrte in ein vereinigtes Deutschland, wenn auch nicht geeintes Deutschland zurück, als Beobachtende mehr denn als Verwachsene. Erste Station war München.

Heimatliche Gefühle kamen nicht auf. Vielleicht lag das an dem Zettel im Briefkasten. Ich solle verschwinden und meinen ausländischen Bastard gleich mitnehmen. Der ausländische Bastard war mein erstgeborener Sohn, er war damals zweieinhalb.

Ich ging nach Berlin.

Ich erinnere eine Fahrt im Auto. Mein Vater hinter dem Steuer, meine Mutter saß auf dem Beifahrersitz, wir Schwestern hinten. Die Fahrt ging durch Berlin. Plötzlich war ich wieder zwölf. Wir fuhren in Richtung Köpenick, also dorthin, wo wir bis 1977 gewohnt hatten. Wir bogen in die Straße ein, Rotkäppchenstraße, wir parkten ein Stück entfernt vom Haus, stiegen aber nicht aus. Wir sahen unseren alten Vermieter auf den Treppen des Hauses, der die Stufen fegte. Als wären wir nur einkaufen gewesen.

Das, was wir sahen, war einmal Heimat gewesen und Zuhause. War es nicht mehr. Gehört in eine andere Zeit. Diese Erkenntnis hatte etwas Befreiendes. Dieser Ort war kein Sehnsuchtsort mehr.

Ich war nun also in dieser Stadt. Mauerlos. Gott, sei Dank, aber irgendwie auch koordinatenlos. Kein Ost, kein West mehr, so dachte ich. Doch, das war ein Irrtum. Bis heute nicht stimmt das in diesem Land.

Wenn ich durch das Land reise, sehe und höre ich die Unterschiede. Ich höre und sehe genau hin. Wie Sie sich vielleicht denken können, interessiert mich besonders brennend, wie es um die deutsch-deutsche Seele bestellt ist.

Ich sehe mit dem Blick der Ost-Westdeutschen und mit dem amerikanischen. Habe Einblick und Distanz. Das ist eine gute Mischung.

Aber was sehe und höre ich: 40 Jahre der Teilung sind nach knapp 25 Jahren Vereinigung nicht einfach verschwunden. Die Menschen haben ihre Leben gelebt, hier und dort. Sie haben Erinnerungen, Sehnsüchte, Nostalgien. Ressentiments. Für die einen ist die DDR Geschichte, für die anderen ist sie Teil ihres Lebens. Für viele ist die deutsche Geschichte seit 1945 im Wesentlichen bis heute die Geschichte der Bundesrepublik und von beinahe sieben Jahrzehnten Demokratie.

Für viele andere ist die deutsche Geschichte ab 1945 die von 40 Jahren SED-Diktatur und der Zeit danach.

Ich frage also, im Hinblick auf das Wie und Wann von Heimat, auf den Bezugsraum, der doch identitätsstiftend sein soll, gibt es eine gesamtdeutsche oder noch immer eine ost- und westdeutsche Identität? Wird die Zeit der gemeinsamen Erfahrung als

Zeit der gemeinsamen Erfahrung wahrgenommen und damit die erst knapp 25 Jahre alte neue Bundesrepublik als ein gemeinsames Zuhause – eine gemeinsame Heimat?

Ich höre einen Freund, der sagt, siehst du, es ist schwierig für uns ehemalige. Wenn wir nach 1989 in der Bundesrepublik aus uns etwas gemacht haben, beruflich etwas darstellen, dann sind wir Wendehälse. Wenn wir aber darüber reden, dass uns auch etwas verloren gegangen ist, sind wir die ewig gestrigen.

Solche Sätze stimmen nachdenklich.

Die doppelte Erfahrung, das doppelte Wissen lässt solche Gespräche zu. Vielleicht gelang es meiner Schwester und mir darum, heute erwachsene Söhne und Töchter von Künstler und Schriftsteller, die in den 70er und 80er Jahren die DDR verlassen mussten, weil sie ausgebürgert oder abgeschoben wurden, dafür zu gewinnen, über ihre Erfahrung zu schreiben. Sie schreiben über den Systemwechsel der Seele, der bis heute wirkt und dieses Land und auch seine Menschen prägt; diesem Aspekt allerdings wird so gut wie gar keine Beachtung geschenkt.

Die Texte stehen in dem Buch *Ein Spaziergang war es nicht - Kindheiten zwischen Ost und West*.

Ich möchte einige Passagen zitieren.

Zuerst Johannes Honigmann, Sohn der Schriftstellerin Barbara Honigmann, der 1984 mit seiner Mutter die DDR verließ und erst seit 2008 wieder in Berlin lebt. Er schreibt: „In das Berlin, in das ich 2008 gezogen bin, also der Westen, war mir gar nicht bekannt, und es liegt in einem anderen Land, dass es 1984 noch gar nicht gab: Das wiedervereinigte Deutschland. Meine Kinder sind in einen zweisprachigen Haushalt hineingeboren, die Grenzen sind offen, mein Erzeuger kein Phantom mehr, und alles scheint irgendwie leichter und undramatischer. Und doch lastet da eine schwere Hand: das Gefühl weder gegangen, noch geblieben zu sein, weder im körperlichen, noch im geistigen Sinne.“

Benjamin Schlesinger, der mit seiner Mutter Bettina Wegner, der Liedermacherin, und seinem jüngeren Bruder 1983 nach Westberlin ausreiste, schreibt: „Dann kam die Maueröffnung. Ich verließ für fünf Tage meine Wohnung in Neukölln nicht. Wie im Taubenschlag trudelten Freunde und alte „Bekannte“ ein (von denen ich vorher einige noch nie gesehen hatte). Es war ein langes Fest. Die Euphorie und die Freude waren in den ersten Wochen verflogen. Bald war absehbar, daß die letzte Generation, welche beide Seiten des geteilten Deutschlands kannte, die Chancen der Wiedervereinigung ignorieren würde. „Hakle feucht und Dosenbier, Helmut Kohl, wir danken Dir!“. Die Gier meines Ostvolkes nach Konsum empfand ich oft als würdelos. Wieder eine Sichtweise, die ich mir nur als Privilegierter (schon gestillter Konsumhunger?) erlauben konnte. Meinen Exotenstatus würde ich also nie loswerden.“

Und weiter schreibt Benjamin Schlesinger:

„Die zu schnelle Währungsunion und die rigorose Abwicklung der DDR verhinderten bei mir die Bildung eines Identitätsgefühls für das vereinte Deutschland. Ich sehe mich

nicht in erster Linie als Deutscher. Ich bin kein Wossi. Im Osten und Westen war und bin ich Berliner.“

Zuletzt Anna Langhoff, die Dichterin, die mit ihrer Patchwork-Familie, Tochter von Matthias Langhoff übrigens, dem Theaterregisseur, im Jahre 1977 die DDR verließ, zunächst in die Bundesrepublik ging, dann aber zu ihrem Vater in die Schweiz. Sie schreibt: „Die Fremde wird mir zur Freundin. Sie gestattet mir, endlich im Ausland zu sein. Niemand glaubt mehr, ich hätte zurück in die Heimat gefunden. Niemand erwartet mehr, dass mir die Sitten vertraut sind. Ich bin bei meinem Vater. Wir sind im Schweizer Exil. Und hatte ich vorher die Großen verflucht, schuldete ich ihnen jetzt einen Vorsprung, den sie nicht mehr aufholen konnten. Ich wusste, mein Fuß haftet noch am Startblock, ich habe vielleicht keine Wahl, aber viele Optionen. Seitdem bleibe ich fremd, wo auch immer ich bin. Freunden treu, aber baue mir nie einen Freundeskreis auf, wechsele Wohnorte, Länder und hüte mein Fernweh. Wenn mich nichts hindert zu gehen, gefällt mir das Leben. Meine Heimat ist nirgendwo. Und bewahrt den Verlust einer greifbaren Welt. Die gehört der Vergangenheit an. Meine Gegenwart teile ich ohne Besitznahme. Mit jeder Zukunft versöhnt. Und meiner Zuversicht, keinerlei Wirklichkeit anzugehören.“

Wobei ich wieder bei mir und vielleicht bei der Antwort auf die Frage nach den Wie und Wann von Heimat in Deutschland bin.

Ich lebe immer irgendwie aufgespalten. Gleichzeitig habe ich einen guten Überblick über mich selbst. Das Herausreißen hat Spuren hinterlassen. Nicht nur die innere Unbehaglichkeit, die einen lange begleitete und erst später verschwand. Sondern auch die Fähigkeit, Orte leichter verlassen zu können, wenn es nötig war. Ich schreibe einmal: „Herausgekommen ist auch die Fähigkeit, sich anderswo niederzulassen, wenn es sein muss, vor allem sich einzulassen. Ich bin froh, dass ich das jetzt sagen kann. Die Entwicklung war notwendig. Anders wäre ein Zurückkommen nicht möglich gewesen, ganz zu schweigen von einem Ankommen.“

Ich begreife den Begriff Heimat als etwas weites, der sich nicht nur an einem Ort oder an einer Gegend orientiert, an dem oder in die jemand hineingeboren wurde. Die Übergänge zwischen Fremde und Heimat sind manchmal fließend. Es hinterlässt Wunden, wenn man in die Emigration gezwungen wird, das, was man als seine Heimat empfindet, verlassen muss. Doch der Mensch kann sich neu verwurzeln, wenn der Ankunftsort ihn offen empfängt und wenn er sich am Ankunftsort offen empfangen lässt.

Eva Hoffmann, die polnisch-kanadische Autorin, hat in ihrem Buch „Lost in Translation, Life in den new language“ geschrieben, „Emigration macht aus uns ein Mosaik und wir können uns darüber definieren wie bewußt wir uns der einzelnen Steinchen sind und je nachdem sind wir dann vielleicht Einheimische, Immigranten und Exilanten zugleich.“

Für mich, gibt es nicht nur eine Heimat. Jede Erfahrung, Erinnerung, mein Gefühl für Sprachen, Landschaften, zur Literatur, Musik und Kunst, für Menschen aus verschiedenen Kulturen sind Steine dieses Mosaiks.

Nationales Denken ist mir fremd. Meine Heimat ist vielfältig und ein grenzenloses Land. Soviel zum Wie.

Und Wann?

Wo immer ich bin, where ever I lay my head. im Moment ist das vorwiegend in Berlin.